

Leo Tolstoi Heute jährt sich der Todestag des russischen Schriftstellers zum 100. Mal

Gerstenkaffee und Hausmusik

Im Moskauer Haus des Schriftstellers lässt sich Tolstoi verstehen, ohne ziegelsteindicke Werke zu studieren. Es erzählt von einem Mann, der, obwohl adlig, das einfache Leben liebte.

Ulrike Gruska (n-ost)

Leicht macht Leo Tolstoi es seinen Lesern nicht. «Anna Karenina»: ein ziegelsteindickes Werk von über 1000 Seiten. «Krieg und Frieden», das Epos über die napoleonischen Kriege und den glorreichen Sieg Russlands: zwei solcher Ziegelsteine, die Anmerkungen nicht eingerechnet. Dazu etliche Erzählungen, Novellen und Romane, endlose Tagebuchbände, fast zehntausend Briefe. Muss das alles lesen, wer sich dem grossen russischen Romancier annähern will, der am 20. November vor 100 Jahren gestorben ist? Muss man sämtliche Werke kennen, um Tolstois Verdross über den russischen Adel zu verstehen, dem er als Graf selbst angehörte, und seine Verklärung des einfachen, bäuerlichen Lebens? Antworten auf diese Fragen finden sich nicht nur auf unzähligen eng beschriebenen Seiten. Sie finden sich auch in Tolstois Moskauer Wohnhaus, das in einer halben Stunde mehr über den Schriftsteller verrät als tagelanges Lektürestudium.

Leo Tolstoi

Der Zeit seines Lebens von inneren Widersprüchen zerrissene russische Graf Leo (Lew) Tolstoi war dem Volk zugetan und prangerte die Grausamkeit der zaristischen Herrschaft an. Er propagierte eine Art Urchristentum und wurde aus der orthodoxen Kirche ausgeschlossen. Selbst voller sinnfroher Vitalität, predigte er auch Eheleuten Enthaltsamkeit.

Als sein Hauptwerk gilt das Epos «Krieg und Frieden» (1869). Vor dem Hintergrund der napoleonischen Kriege wird die Geschichte dreier Adelsfamilien beschrieben. In der Ehe tragödie «Anna Karenina» (1873–76) bekennt er sich zur Idee der Familie. Neben späteren Erzählungen wie «Der Tod des Iwan Iljitsch» (1886) und «Die Kreutzer-sonate» (1890) haben vor allem Tolstois Dramen die späten Schaffensjahre geprägt. Am Ende seines literarischen Schaffens steht der Roman «Auferstehung» (1899). Tolstoi starb am 20. November 1910 82-jährig. (sda)

Es war ein einfaches Haus, das Tolstoi – mit über 50 Jahren damals bereits ein anerkannter Schriftsteller – 1882 in Moskau kaufte und in dem er die folgenden 19 Winter verbrachte. Die hölzernen Wände erdbraun gestrichen, liegt es versteckt hinter einem Zaun im Weiberviertel – mit Strumpffabrik und Brauerei seinerzeit nicht gerade eine feine Gegend. Tolstoi hatte den Ort bewusst gewählt, Gräfin Sofia Tolstaja hingegen war empört. Der Eindruck familiärer Idylle, den das Haus auf den ersten Blick vermittelt, trägt.

Das einfache Leben

Schon auf dem Esstisch, feierlich gedeckt für die Eltern und ihre neun Kinder, offenbart sich die Spaltung der Familie: Neben der Suppenterrine für Sofia Andrejewna und ihre Söhne steht eine kleine Schüssel für Tolstois vegetarisches Mahl. Zum Frühstück bevorzugte der Hausherr Gerstenkaffee und Grüte, die er auf einem kleinen Ofen erwärmte. Das Holz zum Feuern hackte er selbst, Wasser holte er mit einem Handwagen aus der Moskwa.

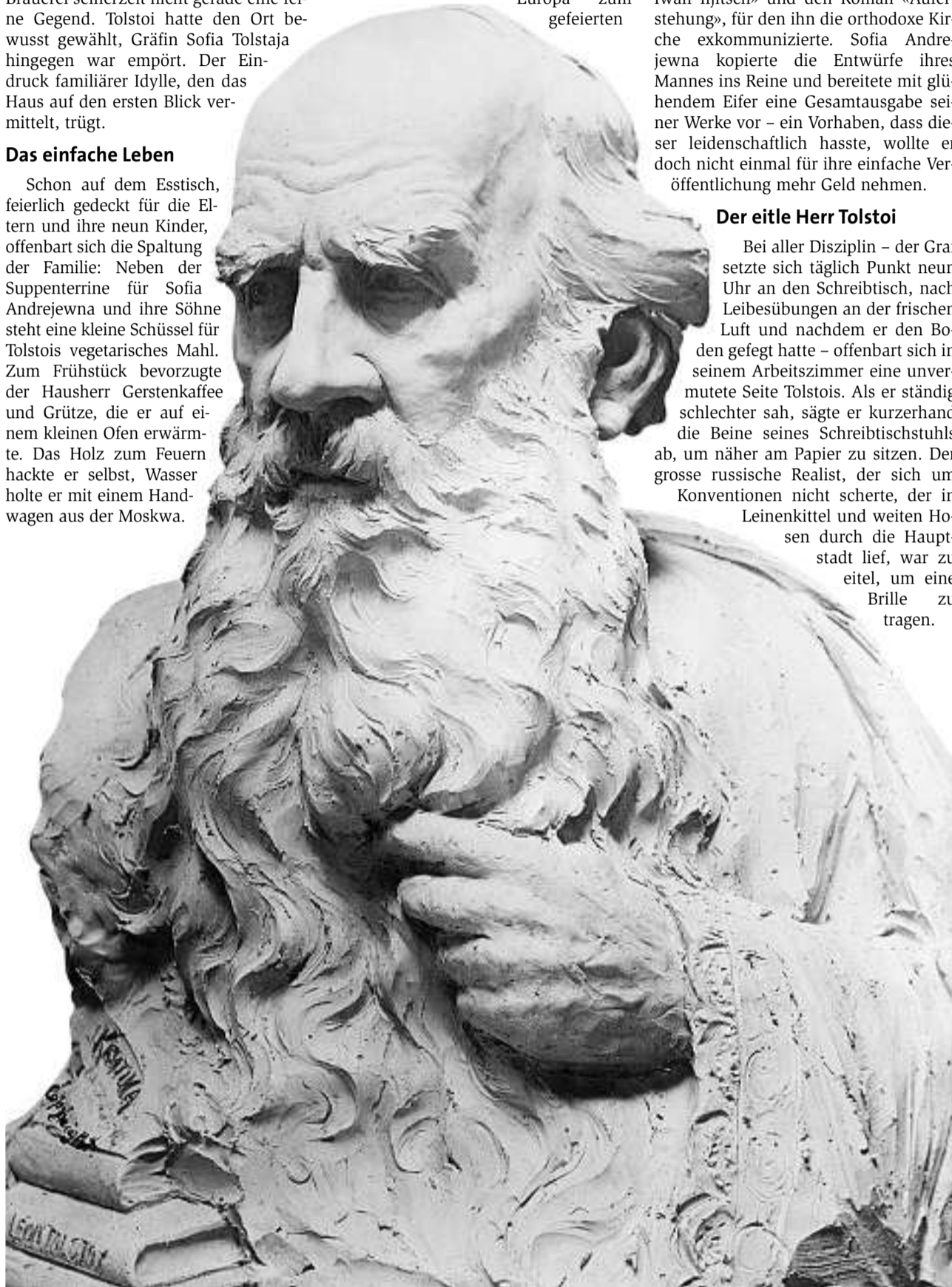
Eines Grafen unwürdig sei das, schimpfte seine Frau. Was sollten die Leute denken? Sie bemühte sich, gab Gesellschaften im grossen Salon. Tschchow und Gorki lasen hier aus unveröffentlichten Werken, Rachmaninows Klavierspiel begleitete den Bass Fjodor Schaljapins, lange bevor dieser in Europa zum gefeierten

Opernstar wurde. Tolstoi sass dabei, in sich versunken – und zog sich bald in den hinteren Teil des Hauses zurück.

In einer Ecke unterm Dach lag dort sein Arbeitszimmer, ein stilles Refugium. Zwischen kahlen Wänden schrieb Tolstoi beim Licht einer einfachen Kerze: die «Kreutzer-sonate», den «Tod des Iwan Iljitsch» und den Roman «Auferstehung», für den ihn die orthodoxe Kirche exkommunizierte. Sofia Andrejewna kopierte die Entwürfe ihres Mannes ins Reine und bereitete mit glühendem Eifer eine Gesamtausgabe seiner Werke vor – ein Vorhaben, das dieser leidenschaftlich hasste, wollte er doch nicht einmal für ihre einfache Veröffentlichung mehr Geld nehmen.

Der eitle Herr Tolstoi

Bei aller Disziplin – der Graf setzte sich täglich Punkt neun Uhr an den Schreibtisch, nach Leibübungen an der frischen Luft und nachdem er den Boden gefegt hatte – offenbart sich in seinem Arbeitszimmer eine unvermutete Seite Tolstois. Als er ständig schlechter sah, sägte er kurzerhand die Beine seines Schreibtischstuhls ab, um näher am Papier zu sitzen. Der grosse russische Realist, der sich um Konventionen nicht scherte, der in Leinenkittel und weiten Hosen durch die Hauptstadt lief, war zu eitel, um eine Brille zu tragen.



Auf gut Deutsch

Kommt «modern» von Mode oder von modern?

Die Moderne von heute ist morgen von gestern und übermorgen von vorgestern. Im Lauf der Jahrhunderte ist die Moderne der Antike zur Antike der Moderne geworden. Das gilt auch für das Wort selbst: Das lateinische Adjektiv modernus, «modern», ist einmal eine echt moderne Novität gewesen und ist seither eine echt antike Antiquität geworden – freilich eine von der alterslosen Art, der man die Jahrtausende nicht ansieht. – Diese Wortgeschichte hat eine Vorgeschichte: Wie unsere Sprache aus einem althochdeutschen hiu tagu, «an diesem Tag», über ein mittelhochdeutsches hiute unser Adverb «heute» und weiter das Adjektiv «heutig» gebildet hat, so hat zuvor das Lateinische aus einem hoc die, «an diesem Tag», das Adverb hodie, «heute», und weiter das Adjektiv hodiernus, «heutig», gebildet.

Da hatte wohl das von dem nahe nachbarten heri, «gestern», abgeleitetes

hesternus, «gestrig», das Muster abgegeben; der gleiche Ausklang findet sich noch mehrfach bei Adjektiven, die eine Zeit bezeichnen, so bei sempiternus, «immerwährend», oder aeternus, «ewig». Ein Fussnotengruss gilt hier der Urbs aeterna, der «Ewigen Stadt» Rom, und den unter Markennamen wie «Eterna» vertriebenen Unverwüstlichkeiten.

A la mode

Nun gab es im Lateinischen ein von dem Substantiv modus, «Mass, Art und Weise», abgeleitetes Allerweltsadverb modo, das eigentlich «in dem Mass, auf die Art und Weise» bedeutete und dann speziell, mit einer begleitenden Millimeter-Geste von Daumen und Zeigefinger, ein minimales Mass bezeichnete. Mit Bezug auf die Menge verstand man dieses modo in dem Sinne «nur gerade soviel», mit Bezug auf die verflossene Zeit als «erst eben gerade». Aus diesem mo-

do ist dann in der Spätantike ein topmodernes modernus, eigentlich «ebengeradig», hervorgegangen. So spricht etwa Cassiodor, der Privatsekretär Theoderichs des Grossen, im frühen 6. Jahrhundert n. Chr. von den moderni, den «eben-geradigen» oder «modernen» zeitgenössischen Autoren, im Gegensatz zu den antiqui, den «alten» Autoren der klassischen Zeit.

Seither sind Cassiodors «moderne» Autoren längst zu antiken Autoren geworden, und zugleich hat sich das Bedeutungsfeld des «Modernen» von der Literatur auf alle Musenkünste und auf die Bildende Kunst, ja überhaupt auf das ganze Menschenleben ausgeweitet. Es gibt heutzutage ja kein Lebensalter und kaum einen Lebensbereich mehr, in den der Gegensatz von Modern und Unmodern nicht irgendwie hineinspielte. Und wie wir seit dem 18. Jahrhundert von «der Antike» schlechthin sprechen,

so seit dem 19. Jahrhundert auch von «der Moderne» und seit jüngstem auch von der neumodischen «Postmoderne» – die inzwischen freilich auch schon wieder ziemlich alt aussieht.

Frauen sind gleicher

Propos neumodisch: Was ist eigentlich mit der «Mode»? Die kommt von dem gleichen lateinischen modus, von der gleichen «Art und Weise», aber auf eine ganz und gar andere Art und Weise. In der frühen Neuzeit und zuerst in Frankreich hat sich die allgemeine Bedeutung eines «a la mode» auf die besondere Art und Weise verengt, wie «man» sich kleidet, wie «man» sich friert, wie «man» sich herausputzt – wobei dieses «man» ja nicht beim Wort genommen werden darf: Vor der Mode sind beide Geschlechter gleich, und die Frauen eher noch gleicher als die Männer. Klaus Bartels

Hallenstadion

Simply Red auf Abschiedstour

Auf ihrer letzten Tournee zeigt die britische Band Simply Red, dass ein Abschied nicht traurig sein muss. «Weint nicht, singt oder pfeift.»

Johanna Wedl (SFD)

Mit romantischen Balladen und rockigen Popsongs begeisterte Simply Red am Donnerstag das Publikum im Hallenstadion. Die Bühne war – wie auch sonst? – mit roten Vorhängen gesäumt. Im Hintergrund leuchteten kleine Scheinwerfer in verschiedenen Farben. Mittendrin präsentierte sich Leadsänger Mick Hucknall edel in einem grauen Anzug und mit dunklem Hemd. Er wolle sich mit einem «grossen Lächeln» verabschieden, sagte er zur Abschiedstournee. «Weint nicht. Wenn ihr singen könnt, singt mit. Und sonst pfeift», forderte er das Publikum nach dem ersten Lied, «Your mirror», auf. Seinem Wunsch entsprachen die Besucher vor allem bei den grössten Hits. Besonders inbrünstig sangen die Fans mit bei «Holding back the years», «It's only love» sowie «Sunrise».

Selbst Männer tanzten

Spätestens bei «Ain't that a lot of love» bewies Hucknall, dass er auch mit 50 Jahren auf der Bühne noch Vollgas geben kann. Standing Ovation gab es für «Money's too tight to mention», bei dem sogar Männer mitanzten. Bei romantischen Balladen flammten Feuerzeuge auf, Paare schmiegen sich eng aneinander. Nachdem das Konzert von «Farewell – the final tour» mit wenigen Minuten Verspätung begonnen hatte, endete es nach rund 100 Minuten. Ein passenderes Schlussstück als «Fairground» hätte die Band nicht wählen können: «Und ich liebe den Gedanken, zu dir heimzukehren und dir Hoffnung zu geben», sang Hucknall. Bei der Zugabe «Stars» standen fast alle Besucher. Als allerletztes Lied erklang «If you don't know me by now», für das die Band einst den Grammy erhalten hatte.

Insgesamt waren gemäss Organisation 9000 Besucher nach Zürich-Oerlikon gereist. Das Hallenstadion war also nicht restlos gefüllt. Unter den Zuhörern fanden sich viele Frauen. Zahlreich vertreten waren auch Paare. Junge liessen sich kaum ausmachen, der Grossteil der Besucher waren Mittvierziger.

Ins Hallenstadion geströmt waren auch einige Besucher aus der Westschweiz. Sie kamen, um den Auftritt von Kirsty Bertarelli zu sehen. Der Anblick der Gattin von Unternehmer und Segler Ernesto Bertarelli in einem silbernen glänzenden, hautengen Kostüm liess wohl einige Männerherzen höher schlagen. Mit kraftvoller Stimme liess die gebürtige Engländerin ihre kastanienbraunen Locken fliegen. «Manchmal fühlen wir uns gut, manchmal schlecht. Heute fühle ich mich grossartig», sagte Bertarelli in Anspielung auf ihr Lied «Sometimes». Vor tausenden von Zuschauern wirkte die Neomusikerin allerdings ein wenig nervös.

Stadthaus Zürich

Literaturkritikerin wird ausgezeichnet

Die Literaturkritikerin und Publizistin Beatrice von Matt erhält heute Samstag im Stadthaus den Kunstvermittlungspreis der Stadt Zürich, die Johann-Jakob-Bodmer-Medaille. Beatrice von Matt ist eine der profiliertesten Literaturkritikerinnen der Schweiz und verbindet eingehende Kenntnisse der älteren Schweizer Literatur mit einer grossen Offenheit für neue Stimmen. 1936 in Basel geboren, studierte sie Germanistik und Anglistik in Zürich, Paris und Cambridge. Sie hat, unter anderem, eine Biografie Meinrad Ingling (1976) verfasst und 2006 ein Buch über den Regisseur Werner Düggelin. (zl)